

*Silvia Volckmann*

Die Erotik des Wissens (Abschiedsvortrag 26. Juli 2017)

Liebe Kolleg\*innen, Freund\*innen, (ehemalige) Student\*innen ...

Ich bin nicht gut im großen Fach. Wenn ich eine Rede, einen Aufsatz oder gar eine größere Darstellung in Angriff nehme, schwebt mir immer zunächst ein komplexes System, sozusagen ein *Werk*, vor Augen. Eine Schrift, in der jedes Detail seinen einzigartigen und genau bestimmten Platz und seine unumstößliche argumentative Funktion hat. Genau das ist Wissenschaft, denke ich. So habe ich es gelernt. Und so bin ich zunächst auch an diese Abschiedsrede gegangen.

Das Thema stand fest, sobald ich den Entschluss gefasst hatte, nicht sang- und klanglos aus dieser Institution zu verschwinden, in der ich – nimmt man meine Studienzeit hinzu – nunmehr 47 Jahre verbracht habe. Also begann ich – nicht zum ersten Mal in meinem Leben – über die „Erotik des Wissens“ nachzudenken. Ich will es kurz machen: Schon bald fühlte ich mich vor dem großen Thema, vor meinem eigenen Anspruch zum Häschen degradiert, unfähiger als jede achtzehnjährige Studienanfängerin.

Erst als es mir gelang, mich von diesem Anspruch zu verabschieden, wusste ich wieder, was ich Euch / Ihnen zum Abschied sagen wollte. Erwarten Sie hier also bitte keine literaturwissenschaftliche oder philosophische Vorlesung über einen Diskurs, der seit dem biblischen Sündenfall und Platons *Symposion* die Vorstellungen von „Erotik“ und „Wissen“ verpaart. Stattdessen möchte ich Sie einladen, mit mir gemeinsam über einige Stichworte nachzudenken, die mich während meines gesamten universitären Lebens nie losgelassen haben.

## 1.

Zunächst werde ich über meine ersten Erfahrungen mit dem Sprechen, was ich heuristisch die „Erotik des Wissens“ nenne. Besser wäre ein Titel wie „Erotik der Erkenntnis“ (oder „Erotik des Erkennens“) gewesen, den ich aber aus ästhetischen Gründen verworfen habe. Doch dazu später. Ich werde also von meinen Anfängen an der Uni berichten. Dann komme

ich zu dem Reflex, den dieses Syndrom – die Erotik des Wissens – in der Literatur erfahren hat. In dem Zusammenhang werde ich exemplarisch auf einen – sozusagen klassischen – Universitätsroman sowie die poststrukturalistischen Kapriolen zu sprechen kommen, die ganz entscheidend waren für den Literaturbegriff, mit dem ich meine Studierenden bis heute zu impfen versuchte. Anschließend biege ich langsam in die Zielgerade ein. Alterungs- und Reformprozesse werden angesprochen und wie sich die Erotik dazwischen schummelt, schließlich: *Abschied und Willkomm*. Sozusagen.

## 2.

**Die Erotik des Wissens** also. Die Idee war sofort da. Emphatisch, unabweisbar – und schambesetzt. *Darf* ich hier so, darf ich hier so – fragte ich mich – über das sprechen, was mich an die Uni geführt und mich dann ein halbes Jahrhundert nicht mehr losgelassen hat? Erotik – lieber Himmel, das gehört doch in keine seriöse Abschiedsrede! meldete sich mein innerer Zensor. Schon gar nicht, wenn du eine Frau und nur ein kleines Licht bist!

In mir entspann sich ein Dialog, in dem sich zentrale Themen meiner universitären Laufbahn zusammendrängten.

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne* – auch dem ersten Semester. Hätte mir vor fünfzig Jahren jemand gesagt, dass ich mein gesamtes Berufsleben an der Uni verbringen würde: Ich hätte ihn für verrückt erklärt. Es war mir nicht in die Wiege gelegt. Für ein Mädchen meiner Generation war, vor allem, wenn die Eltern keine Akademiker waren, eine universitäre Ausbildung keineswegs selbstverständlich. Und entsprechend stolz war ich, als ich im Wintersemester 1970/71 erstmals diese heiligen Hallen – genau genommen das Hauptgebäude, wie wir es heute noch kennen – betrat. Dort, gleich rechts im ersten Halbgeschoss, hatte das Germanistische Institut seinen Sitz, bevor es dann 1974 ins Philosophikum umzog.

Damals war eine Menge los an den Universitäten, selbst in Köln, das nicht eben als Hochburg der studentischen Proteste gelten konnte. Wie ich es in all meiner Naivität wahrgenommen habe: Wir, die Studenten (an eine gendersensible Sprechweise war zu Beginn der 70er Jahre noch nicht zu denken), kämpften nicht gegen, sondern für unsere Uni. Jedenfalls im Anfang, bevor viele unserer klügsten und engagiertesten Köpfe ihr Heil in politischen Splittergruppen suchten. Wir wollten nicht nur eine bessere Ausbildung. An das spätere Berufsleben dachten wir eher weniger. Wir wollten vor allem, dass die Vielfalt des Wissens endlich denen zugäng-

lich gemacht wurde, die in diesen Sphären bislang nichts zu sagen hatten. Denen, die traditionell vom Wissen ausgeschlossen waren (zu denen zählte ich mich auch, versteht sich). Alles hängt mit allem zusammen, erfuhren wir: Literatur und Ökonomie, Geschichte und Philosophie, Politik und Medizin, Psychologie und Jura, Musik und Mathematik, Naturwissenschaften und Soziologie: was für eine grandiose Welt, die sich uns hier bot! Das war etwas anderes als das, was wir aus der Schule kannten. Und in unserem jugendlichen Größenwahn wollten wir buchstäblich alles. „Unwissen als Ohnmacht“ – der Titel des Buches von Karl-Heinz Roth und Eckard Kanzow von 1970 war Programm und bleibt mir unvergessen. Es war eins der ersten nicht-literarischen Bücher, die ich während meines Studiums las. Wissen war sexy – und so lasen, lernten, diskutierten wir und verausgabten uns, nicht, weil es von uns verlangt wurde oder weil wir uns davon gute Noten erwarteten, sondern weil es uns zutiefst befriedigend erschien.

Ein bisschen verrückt waren wir bei all dem schon. Und wir genossen es. Ein nach eigener Einschätzung erklärtermaßen „Verrückter“ aus der gegenwärtigen Literaturszene hat die Gefühle, die auch mich damals umtrieben, drastisch auf den Punkt gebracht.

2015 hat Thomas Melle den autobiographischen Roman – oder ist es ein Krankenbericht? – seiner bipolaren Störung veröffentlicht. Melle ist eine gute Generation jünger als ich. Klinisch betrachtet ist er mit Sicherheit „verrückter“ als ich. Sein familiärer Hintergrund ist ein anderer als meiner. Und er ist ein Mann. Das und mehr unterscheidet uns. Und doch muss er sich an der Universität ähnlich randständig und erhoben zugleich erlebt haben wie ich zwanzig Jahre zuvor.

O-Ton Melle:

"Die Universität ist für den Schulabgänger ja ein Versprechen. Endlich kann der junge Geist seine wahren Interessen vertiefen, unbelästigt von einer teilweise doch recht frustrierten und also einengenden Lehrerschaft, fern von der Familie und den, in meinem Falle, kleinbürgerlichen und zerrütteten Verhältnissen. Sich im Studium neu erfinden, sich weiterfinden, das Wissen mehren, die Fähigkeiten schärfen, das war mein Ziel. Ich wollte ein Streber sein und meinen Bildungsroman leben."

Das alles kann ich Wort für Wort unterschreiben. Die Universität schien uns die wahre „Alma Mater“, die große Mutter, an deren Busen wir wachsen und gedeihen konnten. Mit der Zeit allerdings hatte sie uns so weit erzogen, dass das große Begehren in sozial-verträgliche Bahnen umgeleitet wurde. Jetzt kam, sozusagen, der Vater ins Spiel. Die Luft- und Lustschlösser sollten – wie auch immer – handfesten wissenschaftlichen oder praktischen Ansprüchen standhalten. Das war ein Konflikt. Meine Arbeitstitel von damals sprechen sehr bezeichnend

von der – ja: erotischen – Spannung, die meine Arbeit an der Uni prägte. Zu Beginn der 80er Jahre schrieb ich – sinnigerweise in einer Festschrift für meinen Doktorvater Walter Hinck – einen Aufsatz mit dem Titel „Die Lust am Verrücktsein“. Ich dachte über weibliches Schreiben, feministische Literaturwissenschaft und die Ästhetik des Bösen nach. Vor allem: Ich plante eine Habilitation über „*Die dämonische Frau in der Literatur des 19. Jahrhunderts*“. Dass ich dieses „Werk“ nie zuende brachte, erscheint mir aus heutiger Sicht geradezu symptomatisch.

### 3.

Die „Erotik des Wissens“: Das klingt gut, ist aber – ich sagte es schon – streng genommen falsch. Denn nicht das *Wissen* ist ja erotisch; erotisch ist das Szenario des *Wissen-Wollens*, des Versprechens auf ein Wissen, an dem es aktuell gerade *mangelt*. In *diesem* Sinne war mir die Universität ein erotischer Ort. Ein Ort des Versprechens, des Begehrens und der Zugehörigkeit. Familie. Heimat. Mutter und Vater zugleich. Es war, als sei ich eingeladen, an der Urszene teilzunehmen und hätte – endlich! – teil an den großen Geheimnissen der Welt. Wenigstens ein bisschen. In diesem Zusammenhang kam ich auch auf den Holzstich, den ich meiner Einladung unterlegt habe. Er heißt „Wanderer am Weltenrand“, was mir sehr sympathisch erschien, weil ich den Eintritt in die universitäre Atmosphäre als einen ähnlichen Durchbruch erlebte, wie er dem jungen Menschen hier auf dem Bild gelingt. Da lockten fremde Sphären. Dass bei dem Holzschnitt umstritten ist, ob es sich bei ihm um ein Original aus der Renaissance oder um eine historistische Romantisierung aus dem 19. Jahrhundert handelt, gibt der Abbildung eben den flirrenden – ironisch-erotischen – Tonus, den das Thema für mich insgesamt ausstrahlt.

Auch – und gerade – in der Literatur. So ist es kein Zufall, dass es so gut wie keinen Universitätsroman gibt, in dem nicht erotische Szenen und Verwicklungen eine tragende Rolle spielen. Und auch kaum einen Universitätsroman, in dem Sex und Erotik nicht in ein ironisch-distanziertes Licht getaucht wären.

Nehmen wir zum Beispiel einen Klassiker des Genres: David Lodges *satirischen Roman* „Small World“ von 1984. In deutscher Übersetzung ist er zunächst unter dem Titel „Schnitzeljagd“ erschienen. Zehn Jahre später dann hat sich der Haffmans Verlag für den dem Original näheren Titel „Kleine Welt“ entschieden.

Bevor ich dieser Spur folge, erlauben Sie mir noch eine kleine Abschweifung. Die mittelalterlichen Artusromane waren mir ein Highlight in meinem Germanistikstudium. *Parzival* oder *Tristan* bei Professor Bumke: großartig! Bumke brauchte keine Powerpoints, um einen 300-Personen-Hörsaal in Bann zu schlagen. Frei extemporierend tänzelte er vor dem Auditorium von links nach rechts und zurück; während wir diesem Schauspiel folgten, verstanden wir plötzlich, dass es nichts Spannenderes gibt als diese alte Welt mit ihren höfischen Regeln, Phantasmen und Absonderlichkeiten, die – wie die mittelhochdeutsche Sprache der Texte – unserer Welt und unserer Sprache so fern und doch so nah war.

David Lodge muss einen ähnlichen Lehrer gehabt haben während seines Studiums. Die Faszination für die literarische Tradition springt uns bei der Lektüre seines Romans aus jedem Satz an. Eine Unzahl an Verweisen und Zitaten aus diversen Epochen will erkannt sein, und so richtig Spaß macht das alles erst, wenn man mit dem Betrieb, seinem Gegenstand und seinen Diskursen vertraut ist und eine Ahnung entwickelt, an welche realen Vorbilder der Autor gedacht haben könnte. Der Universitätsroman ist – zugegeben – ein Genre für akademische *Insider*. Wenn er mit satirischer Absicht daherkommt, erst recht. Die Satire – das wiederum habe ich in den Seminaren meines Doktorvaters Walter Hinck gelernt – braucht, ähnlich wie die Ironie, einen Adressaten auf ihrer Wellenlänge. Sie legt den Finger auf die Wunde, die sich zwischen Ideal und Wirklichkeit auftut. Das tut schon mal weh. Jedes Mittel und jede Tonart sind ihr recht, um die defizitäre Wirklichkeit zu entlarven. Sie übertreibt und überzeichnet, sie spottet und macht lächerlich, und gelegentlich verlegt sie sich auf den aggressiven Angriff und betreibt eine imaginäre Vernichtung der feindlichen Realität.

Lodges Satire speist sich vor allem aus der karikaturistischen Zeichnung der Figuren. Mit wenigen Strichen wird das Spielfeld abgesteckt. Da streiten Hermeneutiker und Strukturalisten, und neben der uralten, halb-senilen, aber doch auch sympathischen Grauen Eminenz des Fachs treten auf: Professoren aller Alterstufen und aller Länder (vereinzelt schon Professorinnen). Ihre Ehefrauen (oder Ehemänner). Ein *zorniger junger* – inzwischen gealterter – Romancier mit Schreibblockade. Sein japanischer Übersetzer (da kommt interkulturelle Heiterkeit auf). Eine feministische Bestsellerautorin. Eine italienische Millionärin, die mit gewaltbereiten linksradikalen Gruppen sympathisiert. Im Zentrum (und jetzt verstehen Sie meinen Exkurs in die Mediävistik), im Zentrum der junge Parzival des Geschehens, ein *tumber Tor* am Weltenrand, der sich zur Hauptfigur mausert: hier

repräsentiert durch den idealistisch gesonnenen kleinen Assistenten aus Limerick- Er braucht eine Zeit, um die Spielregeln der großen (bzw. der kleinen akademischen) Welt zu verstehen. Der Fokus seiner Irrungen und Wirrungen, sein Gral, ist vorläufig noch nicht der Unesco-Lehrstuhl, sondern ein geheimnisvolles Zwillingsspaar (weiblich! erotisch!). Wolfram trifft Shakespeare. Wie die Ritter der Tafelrunde von *aventure* zu *aventure* ziehen, jetten bei Lodge Professoren der Anglistik rund um den Globus von Tagung zu Tagung. Es gibt Kämpfe mit vermeintlichen Drachen und Schwarzen Rittern, es gibt Kabale und Liebe, Verwechslung und Täuschung. Am Ende sorgt unerwartete Familienzusammenführung für Befriedung der aufgepeitschten Gemüter. Und alle kriegen ihr Fett weg.

Lodge lehrt uns: Illusion ist das Medium unserer Zunft als Literaturwissenschaftler. Das obscure Objekt unserer Begierde hat als konstantes Merkmal nur, dass es sich schmerzhaft entzieht. Nebenbei bemerkt: im Spanischen, das ich seit einigen Jahren zu lernen mich bemühe, hat *ilusión* auch die Bedeutung von „freudiger Erwartung“. Das passt. Das Schillernde der „Illusion“ ist uns Antrieb und Lust. Wir müssen uns eingestehen: Wer Literaturwissenschaft betreibt, betreibt – oft, ohne es selbst zu wissen – ein ebenso subtiles wie streng reglementiertes erotisches Rätsel- und Maskenspiel. Morris Zapp, eine der Zentralfiguren bei Lodge, bringt es auf den Punkt. Gleich zu Beginn des Romans lässt ihn der Autor ausführlich über das Lesen und die Interpretation sprechen. Psychoanalyse (à la Lacan), Dekonstruktion, Feminismus sind die Stichworte der Stunde. Der Titel des Vortrags von Zapp schlägt an Witz meine etwas lahme *Erotik des Wissens* um Längen. Er heißt nämlich: *Der Text als Striptease*. Aktuell ist er auch heute noch (haben mich Studentinnen wissen lassen).

Ich gebe hier eine kleine Kostprobe:

„Der Versuch, in den Kern eines Textes zu blicken, ein für allemal seine Bedeutung in Besitz zu nehmen, ist eitel – wir werden nur uns selbst dort finden, nicht das Werk. Freud hat gesagt, das obsessive Lesen (und ich möchte annehmen, dass man die meisten der hier Anwesenden als zwanghafte Leser bezeichnen könnte), dass obsessives Lesen der verdrängte Ausdruck des Wunsches ist, die Genitalien der Mutter zu sehen“ ...

Der Erzähler kann das so nicht stehen lassen. Er lässt den Schock wirken und fügt ein:

„an dieser Stelle fiel ein junger Mann in Ohnmacht und wurde aus dem Saal getragen“.

dann fährt Morris Zapp im Vortragstext fort:

„... aber der springende Punkt dieser Bemerkung (...) liegt eben in dem Konzept der Verdrängung. Lesen bedeutet, sich einer nie endenden Verdrängung der Neugier und der Begierde zu überantworten – von einem Satz zum anderen, von einer Handlung zur anderen, von einer Textebene zur anderen. Der Text entschleierte sich vor uns, aber er lässt sich nie in Besitz nehmen, und statt danach zu streben, ihn zu besitzen, sollten wir uns der Freude an seiner Lockung hingeben.“

Soweit Morris Zapp resp. David Lodge 1984. Ich gestehe, mir ist diese ironische (aber auch etwas traurige) Position immer noch sympathisch. Wir jagen dem Textsinn, der bzw. dem idealen Geliebten oder dem hochdotierten Lehrstuhl durch unzählige Seminare, nicht ganz so viele Betten und über alle Kontinente hinterher – und dann müssen wir feststellen, dass wir uns von Anfang an kunstvoll und ästhetisch ausgeklügelt selbst belogen und getäuscht haben. Lodges Roman suhlt sich genüsslich – und, was Sexszenen angeht, weißgott nicht zimperlich – in den Fettnäpfen des akademischen Diskurses. Das Objekt des Begehrens ist uneindeutig, polyvalent, widersprüchlich und unerreichbar wie der literarische Text. Der Erfolg scheint den edlen Recken jederzeit zum Greifen nah. Und dann erweist sich der Lehrstuhl als Leerstuhl (mit Doppel-E), die *hohe frouwe* gleicht der Hure aufs Haar, und – noch so ein Zitat aus dem Vortrag Morris Zapps – „jede Dekodierung ist eine Neukodierung“.

#### 4.

„Statt einer Hermeneutik“, postulierte Susan Sontag 1964, „brauchen wir eine Erotik der Kunst“. Die Literaturgeschichte für sich genommen ist eigentlich nichts anderes. Hier befragen Nachgeborene die Älteren, und diese erblühen neu unter dem (Rück-)Blick der Jüngeren. Lodges mondän schillernden Großordinarius Morris Zapp treffen wir in einem französischen Roman aus dem Jahr 2016 wieder. Und nicht nur ihn, sondern auch: Roland Barthes. Michel Foucault. Jacques Derrida. Umberto Eco. Jacques Lacan. Louis Althusser. Gilles Deleuze. Julia Kristeva. Luce Irigaray. Hélène Cixous. Philippe Sollers. Roman Jakobson. John Searle. Noam Chomsky. Judith Butler – und schließlich: Barack Obama.

Bei so viel hochrangigen Namen *müssen* GeisteswissenschaftlerInnen meiner Generation ja die Ohren klingeln! *Die siebte Sprachfunktion*, so lautet der Titel des Romans von Laurent Binet (Jg. 1972). Nicht der internationale Lehrstuhl wie bei Lodge repräsentiert *das obskure Objekt der Begierde* in der Perspektive des jüngeren Autors. Der – wenn nötig mit brutaler Gewalt – umkämpfte Gral, das ist hier die letzte Wahrheit über die Sprache (bzw. die Sprache selbst). Das ist es, worauf sich – in Stellvertretung für uns – das Begehren dieser namhaften Geistesgrößen richtet: Wer im Besitz der Sprache ist, ist im Besitz der Macht. Er

bestimmt, was Wahrheit ist. Macht ist sexy, das weiß jeder. (Es soll ja Leute geben, die sogar einen Trump sexy finden.) Unschuldig ist sie nicht, die Erotik des Wissens.

Dass Eros noch nie der große Friedensstifter war, wissen wir aus der griechischen Mythologie. Ich hätte gern – auch unter diesem Gesichtspunkt – noch ein wenig genauer auf das überaus amüsante Verwirrspiel zwischen Fiktionalität und historischem Roman geschaut, das Binet auf der Bühne der philosophischen bzw. sprach- und literaturtheoretischen Flügelkämpfe der achtziger Jahre inszeniert. Mir scheint, dass wir hier einiges über unser Fach und über uns selbst lernen können. Aber um dem Roman (und mir) gerecht zu werden, hätte ich so weit ausholen müssen, dass es mit dem Abschied heute nichts mehr geworden wäre. Deshalb der Schlenker nur als Lektüretipp für Sie. Und für mich als Erinnerung, dass sich die universitäre Erotik des Wissens leider nicht im herrschaftsfreien Raum entfaltet.

## 5.

„Eine Theorie oder Politik“, sagt Jessica Benjamin, die „die Widersprüche nicht aushält, die das Irrationale leugnet, die die erotischen, phantastischen Momente des menschlichen Lebens hinwegzuanieren versucht, [kann] nicht ein authentisches Ende der Herrschaft antizipieren, sondern nur noch das Feld räumen“. Mein lebenslanger Traum war der von einer Universität – und damit einer Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik – die nicht einfach „das Feld räumen“. Bisweilen, vor allem in den letzten Jahren, wurde es mir schwer, an diesem Traum festzuhalten. Vielen Kolleginnen und Kollegen meiner Generation ging es ähnlich. Das zeigen die Diskussionen, die die Entwicklung der deutschen Universität seit der Jahrtausendwende auf vielen Tagungen und in Fachartikeln beleuchtet haben.

Bereits vor gut zehn Jahren veröffentlichte der Germanistikprofessor Jochen Hörisch – er ist übrigens fast mein Jahrgang – ein kleines Büchlein mit dem Titel „Die ungeliebte Universität“. Entnervt durch die Auswirkungen des Bologna-Prozesses wirft Hörisch einen kritischen Blick auf die „gefühlte“ (und als solche literarisch dokumentierte) Universität seit ihren Anfängen im Mittelalter. Sein Fazit:

„Die Universität hat ihre liebenswerten, ihre leidenschaftlichen bis erotischen Qualitäten in den letzten Jahren und Jahrzehnten gänzlich verloren .... Die heutige Universität ist nicht länger eine *Alma mater*, sondern eine (Hoch-) Schule, eine verwaltete (...), nach ökonomischen Kriterien kontrollierte und ECTS-Werte gutschreibende Institution.“



Das sind bittere Worte, und die öffentliche Reaktion auf den Essay fiel entsprechend scharf aus. Hörischs elitär-nostalgische Perspektive zeichnet ein nicht eben schmeichelhaftes Bild der gegenwärtigen Situation an den Universitäten. Nicht nur die Universität selbst, sondern auch die – wie er sagt – „rundumerneuerte[n], dem Bologna-Prozeß entsprechende[n] Studierenden“ fallen unter sein Verdikt. Dem heutigen Studierenden sei „nichts suspekter als das (...) überflüssig Scheinende“, bedauert er, und sein Verhältnis zur Hochschule sei das eines „Kunden zu einem Dienstleistungsbetrieb.“

Nur allzu oft habe ich mich bei ähnlichen Schimpftiraden ertappt. Und Studierende aus meinem letzten Semester haben mir etwas traurig versichert, dass sie sich in dieser Karikatur durchaus wiedererkennen. Aber Studentenschelte ist billig. Letztlich müssen wir, die Lehrenden, uns an der eigenen Nase ziehen, wenn wir andere Studierende wollen. Schließlich sind wir es, die diesen jungen Menschen das Verständnis dessen, was sie tun, vermitteln! Deshalb möchte ich auch entgegenhalten: Es gab in all den Jahren nicht ein einziges Semester, in dem ich nicht viel Freude, aufrichtiges Interesse sowie jede Menge neuer Ideen und Einsichten von Studierenden erfahren hätte. Kein Semester, in dem mich nicht Studierende daran erinnern haben, wie es ist, jung zu sein. Kein Semester, in dem einzig das Gespräch mit Studierenden mich vor dem Sumpf routinierter Langeweile gerettet hat. In Stellvertretung für all diejenigen Studentinnen und Studenten, die ich in den vielen Jahren kennenlernen durfte, möchte ich mich bei den anwesenden – noch Studierenden und Ehemaligen – bedanken. Das alles – nein: Ihr alle werdet mir fehlen.

## 6.

Und damit komme ich zum persönlich schwierigsten Teil dessen, was ich Euch – Ihnen – hier noch sagen wollte. Noch einmal also: die Erotik des Wissens. Was bedeutet denn „*Erotik des Wissens*“ für eine, die sich in den *Altersruhestand* verabschieden will? „Alter“ und „Erotik“ scheinen ebenso exklusive Begriffe zu sein wie „Ruhe“ und „Erotik“. Andererseits weiß selbst der Volksmund, dass die Hoffnung – man könnte auch sagen: der Wunsch, das Begehren – zuletzt stirbt. Dass Eros keinen Unterschied macht und die Alten umtreibt wie die Jungen, davon können wir uns in Mythos und Literatur und auch am eigenen Leib jederzeit überzeugen. Meine Arbeit an der Universität ist beendet. Das ja. Das heißt aber nicht, dass auch das beendet ist, was ich über die institutionelle Seite der Angelegenheit hinaus als meine Arbeit begriffen habe. „Abschiednehmen“ ist, wie Karlheinz Bohrer schrieb, „als Vorstellung

und Bild so etwas wie eine Urszene des Menschen“. „Der Abschied, den die Literatur liebt“, heißt es bei ihm weiter, „impliziert ein Wiedersehen“.

Wenn schon nicht im wirklichen Leben, in der Kunst wie in der Mathematik gilt die Kreisfigur als Inbegriff der Vollkommenheit. Jeder Anfang trägt ein Ende in sich, und jedes Ende verweist zurück auf den Anfang. Das konnten verschiedene Studentengenerationen bei mir in Seminaren zum Thema „Romananfänge“ lernen. Und deshalb erinnere ich mich jetzt an einen Abschluss, der ein Anfang war und auf den ich zum Schluss heute zurückverweisen möchte:

Meine Staatsexamensarbeit zum Abschluss meines Studiums schrieb ich 1975 über Bertolt Brechts Bearbeitung des „Hofmeister“ des Stürmers und Drängers Jakob Michael Reinhold Lenz. Das Stück über einen Lehrer, der sich selbst kastriert, um Lehrer bleiben zu können, stand also am Beginn meines universitären Werdegangs. Das war mir – gewissermaßen – Omen und Warnung: Ich habe während meiner Arbeit mit Studierenden der Lehramts-Studiengänge mehr als einmal an dieses Stück gedacht und es in meinem letzten Einführungsseminar als Beispiel für die Gattung „Drama“ hervorgekramt. Seit damals galt mir Brecht immer als einer der Großen der Literatur (wenn auch nicht immer als einer der Liebsten). Eine seiner Keuner-Geschichten soll daher – fast – mein Schlusswort sein. Ich zitiere:

Herr Keuner war nicht für Abschiednehmen, nicht für Begrüßung, nicht für Jahrestage, nicht für Feste, nicht für das Beenden eines neuen Lebensabschnitts, nicht für Abrechnungen, nicht für Rache, nicht für abschließende Urteile. Herr Keuner war für kritische Arbeit, zukünftige, für tätige Vernunft. Er hatte wenig Zeit zum Feiern. Er hielt den Fortgang des Lebens für wichtiger als die Zelebration des Erreichten. Herr Keuner stellte sich nachdenklich den Problemen seiner Zeit.

Ganz bin ich nicht einverstanden mit Herrn Keuner. *Ich* bin dafür, dass wir jetzt feiern.

Danke für die Aufmerksamkeit.